

Malerisches aus Mexico

Autor(en): **Siegrist, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

borgene Lektüre und die heimliche Arbeit ihm verursacht hatten, sie war dahin, und wenn er ehemals seinem Drange nachgegeben war wie ein wahrhaft Bescheidener, der ohne Zeugen im Verborgenen Wohlthaten ausübte, so mußte er nunmehr demselben Drange folgen wie ein Schelm, der befürchtet, jeden Augenblick entdeckt zu werden. Dennoch blieb ein Trunk aus den gekauften Gedichtsbänden oder ein selbstgemachter Vers sein Glück, ob ihn auch die Seelenqualen und Gewissensbisse dieses Glück oft teuer genug erkaufen ließen. Bei alledem konnte es nun aber nicht ausbleiben, daß seine Leistungen in der Schule zurückgingen, und er, der eben noch im Zeichen der neu entdeckten Kunst einen glänzenden Anlauf nach oben genommen hatte, fiel nun auf einmal zurück, nachdem man mit plumper Hand sein feines Seelengewebe zerrissen, in seinem Gemüte die rostigen Blümenträume vernichtet hatte. Die Klagen der Lehrer wurden immer häufiger. Themen, die August Ehrsam sonst spielend beherrscht hatte, schienen auf einmal aus seinem Kopfe verschwunden zu sein; er vergaß bald diese bald jene Aufgabe. Mahnungen fruchteten wenig, und tagtäglich mußte man feststellen, wie seine Gedanken abirrten von dem, was in der Schulstunde vorging.

„Das kommt davon, wenn einer heimlich auf verbotenen Wegen wandelt!“ spottete bei solchen Anlässen Herr Töner, ohne zu ahnen, daß nichts anderes als sein eigenes rücksichtsloses Vorgehen den Knaben aus dem Geleise gebracht hatte.

Inzwischen erfuhr er, auf welchen „verbotenen Wegen“ August wandelte, und siehe da, es waren ihrer zwei, die nebeneinander herliefen! Dieses Ergebnis faßte Herr Töner in die Worte zusammen: „Eine Diebstahl hat

der Kerl, und er besingt sie noch obendrein in Versen!“ — Wie auf Wunsch war nämlich dem Lehrer eines Tages ein Brief der Frau Ehrsam zugeflogen, der in der Handschrift Augusts ein kleines Liebespoem enthielt und dem die Anfrage beigelegt war, ob es sich hier um eine Abschrift oder „am Ende um ein eigenes Produkt“ handle, in welchem letztem Fall man vielleicht den Schlüssel zu Augusts verbotenen Tun in Händen halte. Frau Ehrsam hatte nicht versäumt beizufügen, wie bedrängt sie sich durch diese Entdeckung fühle, obschon sie immer noch hoffe, es möchte sich nur um eine flüchtige, längst wieder vergessene Abschrift handeln, da sie das Blatt in der Schublade eines Gartentischchens gefunden, die jedermann öffnen könne.

So berichtete Frau Ehrsam, und weil sie in einem heimlichen Jugendliebesgedicht etwas Bedrückendes sah, wollte sie an diesen Schrecken lieber nicht glauben und hoffte, von Herrn Töner eine Antwort zu erhalten, die ihre Annahme bestätigen würde. Die gute Frau, die wußte nicht, daß August das Blatt einmal in höchster Furcht, entdeckt zu werden, in dem Gartentischchen verborgen hatte, lange Zeit keine günstige Gelegenheit fand, es dort wegzunehmen, schließlich es vermißte und sich tröstete, die Magd möchte es ahnungslos weggeworfen haben.

So war denn das Gedichtchen aus der Hand der Mutter in die des Lehrers übergegangen, und dieser harrete nur noch einer Gelegenheit, um seine Vermutung zur Gewißheit zu erheben. Das Schicksal Augusts war damit geschmiedet; denn in der Hand des selbstherrlichen, beleidigten oder sich beleidigt fühlenden Lehrers kann selbst eine Blume für den Schüler zum Damoklesschwert werden.

(Schluß folgt).

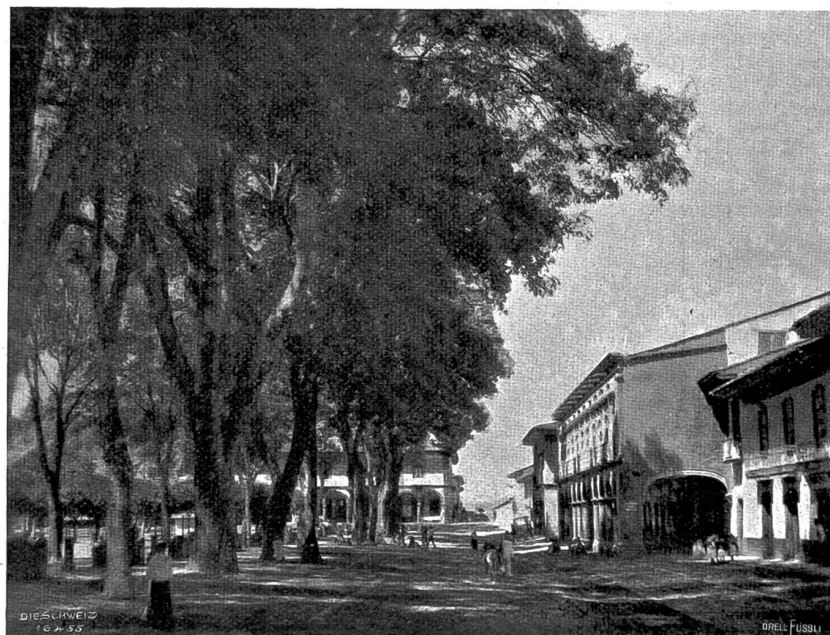
Malerisches aus Mexiko.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

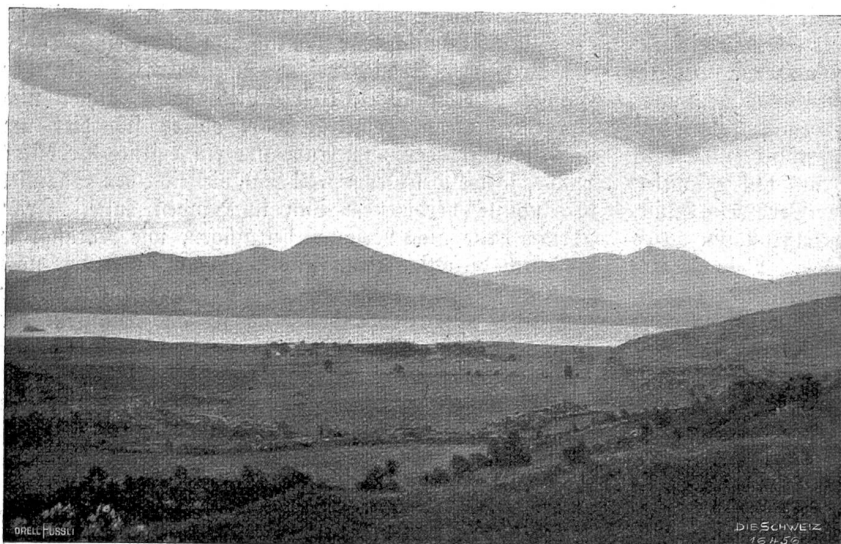
III. Der See von Páscuaro*).

Mit vierzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Es war an einem Novembereabend, als ich in fröhlicher Gesellschaft zum ersten Male das Städtchen Páscuaro betrat, das einige Tagereisen nördlich der Hauptstadt im Staate Michoacán liegt. Erst wenige Wochen waren seit meiner Ankunft in der neuen Welt verfloßen, und kaum konnte ich all der neuen Eindrücke Herr werden. Wie traumbefangen wanderten wir durch das alte Städtchen, das hier seit einigen hundert Jahren schlummert, stiegen in Gassen und Gäßchen herum, die sich den Hügel hinaufzogen, traten ein in den blumengeschmückten Hofraum alter Klöster, wo altertümliche Delbilder von Mönchen und Heiligen in den ihn umgebenden Säulengängen hingen, und ruhten aus auf den Steinbänken großer, fast finsterner Plätze im Schatten Jahrhunderte alter Eichen, eingeschläfert durch das Plätschern lauender Brunnen, wo Mädchen und



*) Vgl. „Die Schweiz“ X 1906, 349 ff. und XI 1907, 33 ff.



Aus Mexiko. Blick auf das Ostende des Sees von Páguaro vom Calvario aus.

Frauen, den Oberkörper im kaltenreichen Rebozo*), aus großen Tonkrügen Wasser schöpften. Bevor die Sonne unterging, stiegen wir noch zu der alten Wallfahrtskirche «el Calvario» empor, die nur wenig höher als die Stadt liegt, wo wir von einer Terrasse mit verwitterten Steinbänken den ersten Blick warfen auf den einige hundert Fuß unter uns liegenden See. Ein entzückendes Bild! Aus dem warmen Blau des Wassers tauchen da und dort Inseln und Inselchen auf. Wie die Kuppe eines verfunkenen Berges hebt sich das Eiland Janicho mit seinem Fischerdorf uns gegenüber empor, während weiter im Westen die flache Insel Jarécuaro mit dem kaum erkennbaren Kirchengebäude wie eine grüne Scheibe auf dem Wasser schwimmt. Auch die Ufer werden von Dörfern und Haciendagebäuden belebt; im Hintergrunde aber steigen blaue Gebirgsketten auf, in ihren höhern Teilen mit dunkeln Wald bedeckt, und viele der hohen Kuppen des Gebirges wie die niedern Hügelreihen im Westen, wo das Gebirge etwas zurücktritt, lassen sich in ihrer eigentümlichen Kegelform als alte Vulkane erkennen. Der See zieht von Ost nach West und teilt sich im Osten in zwei Arme, von denen der nördliche hinter einer Landzunge verschwindet. Hinter uns gegen Süden liegt das Städtchen auf einer Hochfläche am Fuße eines Hügelzuges im Grün von Baumgruppen und erinnert mit seiner weißen Barockkirche, die über alles emporragt, an eines der vielen großen Pfarrdörfer in Oberbayern oder dem Salzlammgut. Eine milde würzige Luft umweht uns; denn hier auf einer Meereshöhe von über 2000 Metern herrscht ewiger Frühling. Entsprechend dieser Höhe bietet auch die Vegetation keine tropisch reichen Bilder. Die vielen Feldblumen in unserer Umgebung, die dunkeln Kieferwälder in der Ferne erinnern an Mitteleuropa, nur die Casacuate (Spomea) ein kleiner Baum, der über und über mit großen weißen Kelchblüten bedeckt ist, sowie das an Hecken und Sträuchern üppig wuchernde Schlinggewächs deuten an, daß wir in einer andern Zone leben. Bei näherem Zusehen entdecken wir aber bald noch andere auffallende Pflanzenge-

*) Rebozo, großes Kopftuch, das von den Frauen allgemein getragen wird.

bilde in der weitem Landschaft, von denen besonders vereinzelte säulenförmige und strauchartige Kakteen einen fremdartigen Eindruck machen. In der Dämmerung kehrten wir durch eine alte Eschenallee wieder zum Städtchen zurück. Auf den Feldern fangen Hirtenknaben ihr Nachtlieb, und unzählige Grillen zirpten dazu die Begleitung. In den Straßen der kleinen Stadt war schon alles ruhig, nur auf der großen Plaza herrschte noch Leben. Prächtige alte Eschen hielten das letzte Tageslicht von dem weiten Platz ab und hüllten ihn in Dunkelheit, während die umgebenden altertümlichen Häuser mit ihren leicht vorspringenden Dächern und Bogengängen sich noch erkennen ließen; zwischen den Baumstämmen aber erleuchtete brennendes Kienholz einfache Garküchen, wo in Decken gehüllte Männer in hohen Hüten mit Frauen und Kindern ihre Abendmahlzeit ver-

zehrten, die in großen irdenen Töpfen über Kohlenfeuer zubereitet wurde. Auch im Dunkeln lagen da und dort in Decken gehüllte Gestalten auf dem Boden ausgestreckt, und man mußte acht geben, nicht auf sie zu treten. Es waren Indios, die für den morgigen Markttag nach der Stadt gekommen waren und hier die Nacht zubrachten. Wir aber kehrten in unser geräumiges Gasthaus zurück, und während wir unter den Bogengängen, die sich um die Innenhöfe herumzogen, auf unser Nachtmahl zu warten hatten, verleitete uns die große hellerleuchtete Küche zu einem Besuch. Die Mitte nahm der große mexikanische Herd ein, der, ganz aus Backsteinen errichtet, die Form eines doppelten Hufeisens zeigte mit vielen Roststellen und Zuglöchern. Hier wurden die Speisen in irdenen Töpfen auf glühenden Holzfohlen zubereitet, und eine Schar von indianischen Mädchen mit lang herabhängenden Zöpfen machte sich dazwischen zu schaffen und fachte die Glut mit Strohfächern immer wieder an. An den Wänden lehnten farbige Teller in langen Reihen auf Holzgerüsten und irdene Krüge und Töpfchen waren in schönster Ordnung aufgehängt.

Am andern Morgen wanderten wir schon frühe nach dem See hinunter; denn wir wollten heute der alten Königsstadt mit dem mongolisch klingenden Namen „Tzingúnzan“ einen Besuch machen. Die Gegend war einst der Mittelpunkt des Königreiches der Tarascker, über die das aztekische Reich nie Herr



Aus Mexiko. Landende Indios, die ihre Waren auf den Markt von Páguaro bringen.

geworden, wogegen die Spanier das Volk nach blutigen Kämpfen unterwarfen. Nur undeutlich hat sich bei den Eingeborenen die Tradition einstiger Größe erhalten. Mehrere Jahre blieb Tzingünzan nach der Eroberung noch Bischofsitz, und aus dieser Zeit muß wohl das große Delbild stammen, angeblich gemalt von Tizian, das der Sage nach vom spanischen König dem ersten Bischof zum Geschenk gemacht wurde, nach manchen Irrfahrten auf einem Segler übers Meer kam und nun als Kleinod in der Pfarrkirche von Tzingünzan aufbewahrt wird. Es war Donnerstag, der Hauptmarkttag von Páscuaro, und während wir auf der breiten Straße nach unten wanderten, zogen ununterbrochen Scharen von Indios an uns vorbei, die im Nachen oder zu Fuß von den verschiedenen Seeufern hergekommen waren, um Fische, Töpfereien, Gemüse, Strohmatten und ähnliche Produkte auf dem Markt zu verkaufen. Leute von jedem Alter eilten im Schnellschritt die Straße hinauf, ihre Lasten, gehalten vom breiten Stirnband, auf dem Rücken schleppend. Junge Mädchen mit breiten braunen, doch rostig angehauchten Gesichtern, roten Korallenfetten und hübsch gestickten Hemden gehen zur Seite von jungen Burschen oder alten runzeligen Weibern, junge Mütter schleppen ihren Säugling im Rebozo baumelnd auf dem Rücken, während ältere, bartlose Indios mit tiefgefurchten Bauerngesichtern Maultiere und Esel, bepackt mit Körben und Strohmatten, vor sich herziehen. Eine große Zahl der Männer und Frauen führt in der Hand das kochlöffelartige Ruder, mit dem sie den Einbaum durch die Flut treiben. Ein buntes Bild folgt dem andern, und die ganze Gesellschaft plaudert heiter und vergnügt. Am Ufer landen von allen Seiten große und kleine Einbäume; die Ladung wird herausgeschleppt, und überall machen sich Gruppen bereit, ihren Vorgängern nachzueilen. Nach einigem Suchen mieten wir in einer der Rohrhitzen am Ufer einen großen Einbaum, auf dessen Boden wir uns niederlassen, während die Bemannung, drei kräftige Indios, sich vorn und hinten im Boote festlegt, und unter schnellen Ruderschlägen gleiten wir hinaus in den See, der von hier gesehen grau-grüne Farbe zeigt. Nach weniger als einer Stunde sind wir schon auf der Höhe von Janicho angelangt, das wir links liegen lassen, und bald biegen wir in den nördlichen Arm ein, an dessen Ende Tzingünzan liegt. Die Morgennebel ziehen sich dem Gebirge entlang und fahren vor uns in Fegen über das Wasser. Dazwischen wird eine dunkle kleine Insel sichtbar, die sich phantastisch wie



Aus Mexiko. Familie im Einbaum; im Hintergrund erloschener Vulkan.

eine Klippe aus der Flut erhebt; doch einige weiße Häuschen, die sich am Ufer erkennen lassen, mildern den finstern Eindruck. Es ist Urandén (s. S. 540), das Felseneiland, bei dem, wie das Volk erzählt, der letzte König der Tarascker versank, als er sich in einem mit Schätzen beladenen Einbaum vor den Spaniern flüchten wollte. Karfreitag nachts hören die Schiffer bei bewegter See die goldene Glocke anschlagen, die damals mit in die Tiefe ging. Auch Urandén bleibt links liegen, und wir fahren weiter dem Südufer des Nordarms entlang gegen Osten.

Anfangs ist das Ufer nur wenig bevölkert; dann aber folgt auf dem schmalen Streifen Land zwischen See und Gebirge Hütte auf Hütte. Braune Leute sitzen davor und flicken am Netzwerk; an Gerüsten sind zahlreiche große Netze aufgehängt; Einbäume, von Männern und Frauen geführt, stoßen vom Ufer ab oder ziehen an uns vorbei, Fischer senken ihre Netze in die Tiefe, und ein einsamer Indio übt sich, aufrecht in seinem schmalen Nachen stehend, mit langer Rohrlanze im Wurf auf Enten; denn der See ist auch von Tieren reich bevölkert. Reiher und große weiße Möven ziehen über uns hin, Wasserhühner tauchen fleißig auf und nieder, und wilde Enten wiegen sich in Scharen auf der Flut, erheben sich bei unserm Nachen und enteilen mit unsicherem Flügelschlag. Zahlreiche kleine, grüne und braune Schlangen winden sich durch das Wasser und suchen aus dem Bereich unseres Netzes zu kommen. Die Sonne brennt schon, und das Wasser glitzert in tausend blendenden Lichtern, als wir nach vierstündiger Fahrt in eine Bucht einlenken, wo das Gebirge weiter zurücktritt, und auf der ebenen Fläche zwischen Gebirge und See erhebt sich aus dem Grün von Bäumen der Kirchturm von Tzingünzan. Wir steigen am schiffigen Ufer aus unserm Kasten und wandeln zwischen armseligen Rohr- und Lehmhütten und Mauern von lose aufgehäuften Steinen, hinter denen kleine Gärten liegen, dem Mittelpunkt des Ortes zu. Die Straße, die allein durch ihre Breite die frühere Größe des Ortes wahrhaft, ist wie



Aus Mexiko. Indiofamilie landend mit Strohmatten zum Verkauf.



Aus Mexiko. Die Insel Uraniden.

ausgestorben: nur ein paar Weiber, in den Nebozo gehüllt, eilen über die Straßen, die übrige Bevölkerung birgt sich vor den Strahlen der Mittagssonne, die auch auf dieser Höhe noch sengend wirken. Endlich langen wir vor dem Pfarrhause an, einer etwas besser aussehenden ebenerdigen Wohnung aus Lehmziegeln, und durch ein kleines Tor treten wir ein in einen verwilderten kleinen Garten und unter einen schattigen Vorbau, wo hübsche Blumen in Töpfen aufgestellt sind und Vogelkäfige mit allerlei Singvögeln hängen. Der Herr Pfarrer, ein kleiner freundlicher Mann von indianischem Typus in langem Zwilchrock, empfängt uns dort und führt uns in ein einfaches Zimmer, das als Empfangssaal, Wohn- und Schlafräum dient und trotz seiner Einfachheit mit den kunstlosen Tischen und Stühlen, dem reinlichen Bett, einem Büchergestell mit wenigen theologischen Büchern und einigen Delbruckbildern von Heiligen an den Wänden einen wohnlichen Eindruck macht. Während wir uns im Zimmer umschauen, liest er ein Empfehlungsschreiben, das uns der Distriktschef von Pácuaro mitgegeben hat. Es lautet:

„Herrn Pfarrer, Pfarrer,
Don Marciano Vargas, Tzingünkan.
Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich erlaube mir, Ihnen durch diesen Brief die Herren N. N. vorzustellen, die nach Ihrer historischen Stadt kommen, welche die Größe des michoacanischen Königreichs war, mit der Absicht, sie zu besichtigen und den Spuren jener Größe nachzugehen, sowie das berühmte Altarbild der Beisetzung unseres Herrn zu sehen. Ich würde es Ihnen hoch anrechnen, wenn Sie den Empfohlenen die Daten angeben würden, die sie zu wissen wünschen, und wenn Sie ihnen das herrliche Bild entzählen würden. Ohne weiteren Zweck im voraus aufs Beste dankend bleibe ich

Ihr ergebener und aufmerksamer
Freund
Vicente Jimenes.

In der kurzen Unterhaltung mit dem freundlichen Mann erfahren wir, daß er selbst aus dem Orte stammt und seine ganze Ausbildung in Morelia, der kleinen Hauptstadt des Staates, erhalten, wohnen ihn der damalige Pfarrer von Tzingünkan ins bischöfliche Seminar gebracht hatte. Nach einigen Jahren hatte er dann die Pfarrstelle in diesem abgelegenen Dorfe erhalten, wo er nun seit zwanzig Jahren seines Amtes waltete und, wie er versicherte, sich vollständig glücklich fühlte. Da er nie über die Grenzen des Staates hinausgekommen war, hatten sich bei ihm durch Lektüre alter Bücher und Phantasie allerlei abenteuerliche Vorstellungen über die Welt jenseits dieser

Grenzen gebildet. Sein innigster Wunsch war, eine Wallfahrt nach Rom zu machen, ohne große Hoffnung, ihn je zu verwirklichen. „Die Reise sei äußerst gefährlich; denn das Schiff müsse außer vielen andern Wagnissen auch eine enge Stelle zwischen Felsenriffen passieren, die Skylla und Charybdis genannt werde, wo furchtbare Strudel und Untiere das Leben bedrohen.“ Als ich ihm von der Winterfalte meiner Heimat erzählte, fragte er, ob dieses Land wohl in Sibirien oder am Nordpol gelegen sei. In der Tat kam mir der Kontrast zwischen seiner sonnigen Heimat mit ihren milden Frühlingsabenden und unserer Winterfalte durch diese Frage erst recht zum Bewußtsein. Von seiner „berühmten Stadt“ mußte er recht wenig zu berichten. Sie soll nach der Eroberung langsam zu dem jetzigen armen Dorfe sich zurückgebildet haben, als Königtum und Priesterchaft dahin waren. Auch hier waren eben die Paläste des Königs und die Tempel das allein Monumentale, und die Hauptmasse der Eingeborenen wohnte ebenso armfellig wie heutzutage um diesen Mittelpunkt herum, nur dazu bestimmt, als Lasttiere der Vornehmen zu dienen und diese als Krieger zu schützen.

Ein Junge sollte uns nach den Nesten der Königsburg führen, während der Herr Pfarrer nachher uns selbst das Bild zeigen wollte. So machten wir uns denn in Begleitung eines zwölfjährigen Indio auf den Weg nach den Ruinen, die etwas außerhalb des Dorfes liegen. Leider war dort nichts mehr zu finden als ausgelebte Anlagen von Mauerwerk und Steinhäusern, so dicht mit Gestrüpp bedeckt, daß wir uns höchstens im Mondschein mit erhobener Phantasie etwas hätten zurechtträumen können. Das grelle Sonnenlicht und die Mittagshize, die auch in dieser Höhe die Frühlingsluft für einige Stunden verdrängt, vernichtete leider alle Phantasiegebilde schon bei der Geburt. So kehrten wir denn bald wieder zum Pfarrhaus zurück, um in Begleitung des Geistlichen die Kirche zu besuchen, die einige hundert Schritte entfernt lag. Auf der Straße waren wir Zeugen der Verehrung, die hier dem Pfarrherrn von der indianischen Bevölkerung dargebracht wird. Ältere Indios, die uns begegneten, nahmen schon in einiger Entfernung den Hut ab und blieben unbedeckten Hauptes stehen, bis wir vorbei waren, während jüngere Leute auf unsern Führer zuwinkten, um ihm die Hand zu küssen.

Durch ein altes Tor traten wir in den ummauerten Kirch-



Aus Mexiko. Großmutter, Mutter und Kind im Einbaum, bei Tzingünkan.

platz, der von dickstämmigen knorrigen Oliven beschattet ist, die der erste Bischof eigenhändig gepflanzt haben soll. Es ist selten, daß man diesen Baum in Mexiko trifft, wo sonst Bäume aus allen Teilen der Erde sich zusammenfinden; aber die Spanier hatten während ihrer Herrschaft die Zucht von Delbaum und Rebe im ganzen Lande verboten, aus Furcht, daß deren Produkte mit denen des Mutterlandes in Wettbewerb treten könnten. Den Seitenmauern entlang lagen kunstlose Grabmäler, und im Hintergrunde erhob sich die mittelgroße Kirche, die sich weder in Größe noch Form von andern mexikanischen Dorfkirchen unterscheidet. Sie scheint in den letzten Jahren erneuert worden zu sein. Drei Glocken hängen vor dem Bauwerk an einem Querbalken, der auf den Nesten dickstämmiger Oliven ruht, da der alte Glockenturm eingestürzt ist. Das Innere ist, wie bei den meisten Kirchen im Lande, mit bunten Mustern grob bemalt, der Altar überladen vergolbet; aber an einer Längsseite hängt das Bild in gotisierendem, vergoldetem Holzrahmen, von einem grünen Vorhang bedeckt, etwa sechs Meter lang und drei Meter hoch. Jetzt zieht unser Führer den Vorhang beiseite und stellt sich in Positur, um den Eindruck zu beobachten, den soviel Größe auf uns arme Sterbliche machen wird. Wir geben uns denn auch alle Mühe, das Kunstwerk zu bewundern, finden wir doch ein tüchtiges Werk spanischer Schule, das seine Herkunft aus der Werkstatt eines bedeutenden Meisters auf den ersten Blick verrät. Es stellt eine Grablegung Christi dar, und die Harmonie der Farben, die liebevolle Behandlung jeder einzelnen Person erregt unsere Bewunderung. Das eigentümliche Blau des Himmels erinnert an Velasquez. Das Bild wird von den armen Indios hoch verehrt und argwöhnisch bewacht. Nachdem wir noch auf die verschiedenen Standpunkte aufmerksam gemacht worden waren, von denen man einzelne Vorzüge des Bildes besonders würdigen konnte, wurde der Vorhang wieder darübergezogen, und wir verließen die Kirche befriedigter als die Trümmerhaufen der Königsburg. Dann verabschiedeten wir uns von dem freundlichen Padre, wie der Herr Pfarrer hier genannt wird, stärkten uns in dem einzigen armseligen Laden des Dorfes mit hartem Brot und ebenso hartem Käse und traten die Rückfahrt an. Die Hitze wurde durch



Aus Mexiko. Kirche von Tzinkuntan.

eine starke uns entgegenkommende Brise gemildert, die indes auch die Fahrt bedeutend verlangsamte, und in der Dämmerung langten wir wieder in Pácuaro an.

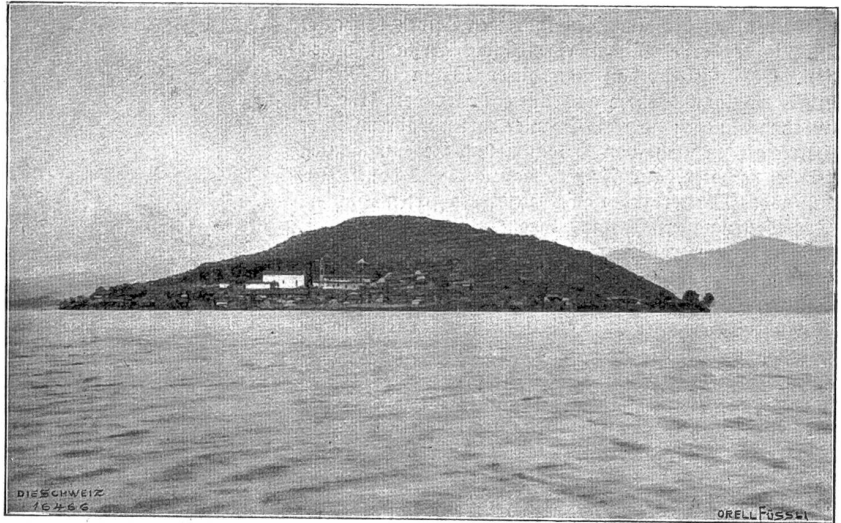
Am folgenden Morgen waren wir bei Sonnenaufgang wieder unten am See, um unsere Entdeckungsreisen nach dem Malerischen fortzusetzen. In kleinem Einbaum ruderten uns zwei Mann hinüber nach der Insel Janicho. Bald hob sich das weiße Schulhaus mit dem angebauten Kirchturm, früher ein kleines Zweigkloster der Franziskanermönche von Pácuaro, und daneben die stattliche Kirche über die Herde der kleinen Wohnungen empor, die den untern Teil der Insel bedecken. Als wir näher kamen, sahen wir auch die zahlreichen großen Neze, die dem ganzen Ufer entlang aufgespannt sind, und an einem von Laubwerk umrahmten Landungsplatz, wo viele Einbäume liegen, steigen wir ans Land, von einer Schar halbnaekter neugieriger Kinder empfangen und begleitet. Wir schlendern durch die engen winkligen Gassen mit den zierlichen Holzhäusern, die nach der Straße hin vollständig offen sind, indem das vorspringende Schindeldach nur von ein paar hölzernen, leicht mit Schnitzwerk verzierten Säulen getragen wird. Andere Häuschen jüngern Datums sind aus Sonnenziegeln erbaut, kehren aber der Straßenseite eine breite Veranda zu. Überall werden wir freundlich begrüßt von den Bewohnern, die unter dem Schutze ihrer Vorbächer mit allerlei Arbeit beschäftigt sind. Die Bevölkerung der Insel lebt fast ausschließlich vom Fischfang; deshalb stri-



Aus Mexiko. Kirchplatz von Tzinkuntan, mit Glocken und Portal der Kirche.

den die Männer an Nehen und drehen das Garn dafür; die Frauen aber kauern am Herdfeuer, das zwischen ein paar Steinen am Boden flackert, oder sitzen mit Handarbeit beschäftigt unter dem Vorbau und bieten anmutige Bilder mit ihren Korallenketten, den silbernen Ohrgehängen, den gestickten Hemden und der roten Binde, die das um die Hüften wulstig aufgeraffte, in viele Fältchen gelegte dunkelblaue Wolltuch zum Rock zusammenfaßt. Eine alte Frau dreht die Spindel, die auch hier schon aus der Mode kommt. Es ist das uralte indianische Instrument, ein etwa fußlanges Stöckchen, das in einer Holzscheibe steckt, in einem Näpfchen stehend, wie ein Kreisel mit den Fingern gedreht wird und den Faden aus einem danebenliegenden Baumwollbällchen mit Hilfe der geübten Finger herausspinnt. Einfacher kann man sich diese Arbeit nicht denken. Die Spindelscheiben der alten Indios waren aus Ton und mit Ornamenten reich verziert. Sie werden noch häufig an Ruinenplätzen ausgegraben. Die junge Generation hat diese Arbeit nicht mehr gelernt, selbst die Kunst des Webens findet man nur noch in der Wildnis abgelegener Bergdörfer oder an Küstenstrichen fern von den großen Verbindungswegen. Tausende von Spindeln drehen sich täglich in Europa und im eigenen Lande angetrieben zu unheimlicher Schnelligkeit durch die Dampfkraft, um ihre Gewebe hinauszuworfen bis zur abgelegensten Rohrhütte. Das Malerische, am Menschen wenigstens, geht langsam dahin mit alten Sitten und Gebräuchen. Noch ein Jahrhundert, und die Völkerkunde läßt sich nur noch in Museen und Sammlungen studieren!

Vor den Hütten werden große und kleine Fische in der Sonne getrocknet; die kleinen, die in Menge auf dem Boden ausgestreut liegen, werden umgeschaukelt und in Strohmatte verpackt, und die Männer zeigen uns mit Stolz das Ergebnis ihres Fleißes. Die Leute sprechen hier wie in der ganzen Gegend die angenehm klingende taraszkische Indianersprache, ihr Spanisch aber klingt hart und gebrochen. Ein kleines Mädchen nähert sich uns und stottert heraus: „Die Lehrerin sagt, daß Sie zu ihr in die Schule kommen sollen.“ So steigen wir denn hinauf zu dem geräumigen Schulgebäude, um zu sehen, was man dort oben von uns will. Auf der Veranda werden wir von einer jungen blonden Lehrerin inmitten von etwa zwanzig indianischen Kindern empfangen, die auf Stühl-



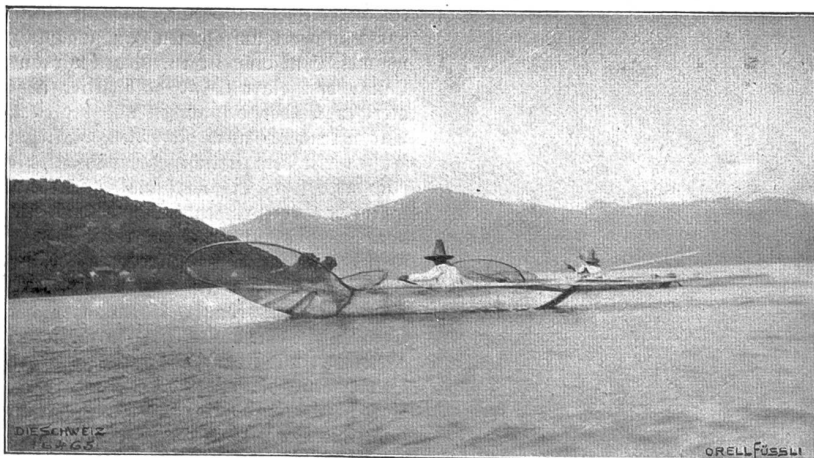
Aus Mexiko. Eiland Sancho.

chen und Bänken sitzend das ABC studieren. Kein größerer Kontrast als die hübsche Blondine inmitten der braunen Jugend, und ein schöneres, luftigeres Schulzimmer habe ich nie gesehen als diesen breiten Laubengang mit dem weiten Blick auf See und Gebirge. Die braunen Jungen und Mädchen sind alle in ihrer Art hübsch, lachen uns, wenn sie angesprochen werden, mit dem ganzen Gesicht entgegen, selbst die Nase legt sich bei einigen dazu in kleine Fältchen, und die natürliche Gutmütigkeit des Naturmenschen tritt uns aus all den Kindergesichtern entgegen. Die kleine blonde Lehrerin hatte uns rufen lassen, weil sie sich auch gerne mit «Gente de razon» (vernunftbegabten Menschen) unterhalten wollte. So nennen sich die Mestizen stolz im Gegensatz zum Indio, obschon wir oft keinen Unterschied in der Vernunft entdecken konnten, und wir hatten die Ehre, zu den «Gente de razon» gerechnet zu werden. Das Mädchen wohnt mit Mutter und Schwester seit zwei Jahren auf der Insel, um den Indios Vernunft beizubringen. Die blonde Haarfarbe stammt von ihrem Großvater mütterlicherseits, der Aleman (Deutscher) gewesen sei und in Morelia einen Kramladen geführt hätte. Nach seinem Tode sei die Familie verarmt; aber in dieser Enklave kam das Schulmeistertalent deutscher Nation wieder zum Vorschein und ergoß sich, gemildert durch einheimische Blutmischung, auf die guten Indios von Sancho, hoffentlich zu beider Segen.

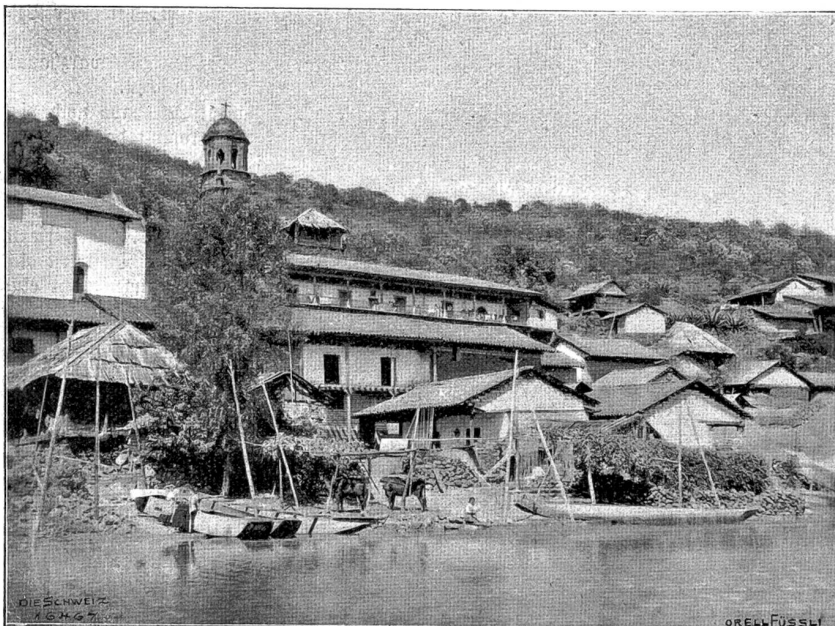
Während der Heimfahrt lag der See mit seinen Inseln und Wolkenzügen in der magisch-goldenen Beleuchtung des Tropenabends, und die Hügel und fernen Bergketten prangten in dunkelblauen und tiefvioletten Tönen, bis endlich nach Sonnenuntergang die Landschaft bis zur Nacht in eine schwermütige bleigraue Farbe gehüllt blieb.

Die folgenden Tage brachten wir damit zu, uns im Einbaum nach verschiedenen Richtungen über den See tragen zu lassen, auf Enten zu jagen, die überall in Menge das Wasser bevölkerten, und hübsche Plätzchen zu entdecken.

Einen Besuch statteten wir auch der flachen Insel Jarécuaro ab, die ein stattliches Indiodorf trägt. Die Bewohner bauen hier Mais, teils auf den Feldern, die um das Dorf herumliegen, teils an den entfernteren Ufern. In dem Säulengang, der das kleine, neben der Kirche gelegene Pfarrhaus im oberen Stockwerk umgibt,



Aus Mexiko. Fischerboote.



Aus Mexiko. Schulhaus von Sancho mit umgebenden Fischerhütten.

verweilten wir lange Zeit und ließen unsere Blicke streifen von dem Kirchplatz mit seinem mächtigen Feigenbaume nach

gezogen durch die Erinnerung an die malerischen Bilder, den See zum zweiten Male besuchte.

Dr. Albert Siegrist, Basel-Mexiko

— Anne —

Nachdruck verboten.

Skizze von Rosa Weibel, Zürich.

Ueber Stoppelfelder und gelbliche Wiesen lief sie eilig dahin, um den Weg abzuschneiden. Gegen Westen stand der Himmel in flammendem Feuerschein.

„Die Sonne ist schon untergegangen, bald wird es Nacht,“ sagte das junge Mädchen für sich und lief mit vermehrter Hast. Sie kam an eine steil abfallende Halde. Tief unten zeigte sich, umgeben von Schuppen und Ställen ein großes Gebäude, die Neumühle. Sie lag schon im dunkeln Abendschatten.

Das Mädchen lief die Halde hinab und trat auf den Hof. Ob der Neumüller da wäre, fragte sie einen Knecht, der aus dem Stalle kam.

Ja, sie solle nur an der Türe läuten.

Der Hofhund tat wie toll. Sie achtete nicht darauf, ging hart an ihm vorbei und griff an den Drahtzug. Niemand erschien. Sie zog noch einmal, stärker.

Endlich kam eine Magd. Der Müller? Sie wolle ihn gleich rufen.

Es war ein junger Mensch, der kam, noch nicht dreißig.

Sie habe im „Blatt“ gelesen, er suche noch Leute zum Erdbäpfel graben, sagte sie.

Sie solle hereinkommen.

Da stand sie denn in der großen Stube vor dem weiß geschauerten Tisch. Er wolle Licht machen, sagte der Müller und zog die Lampe von der Decke herab. Sie trat bis an die Türe zurück. „Könnt Ihr gleich kommen?“ fragte er, sorgsam das Glas aufsetzend.

„Ja.“

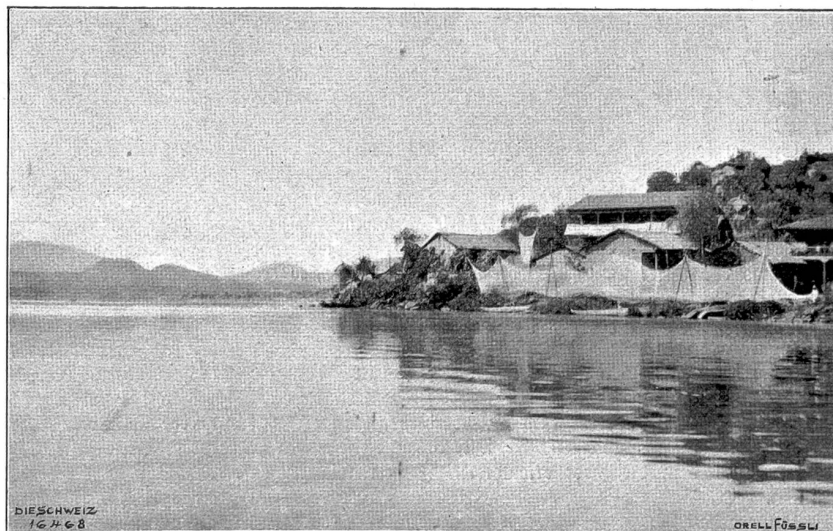
Jetzt wandte er sich um und sah sie an. Da machte er ein erschrockenes Gesicht; denn sie hatte ein großes rotes Mal an der Stirne.

„Ja,“ sagte der Müller und sann nach, „es haben sich viele gemeldet, alle kann ich nicht brauchen! Woher seid Ihr?“

„Vom Notacker, dem Maurer-Peter seine Anne.“

„So, so, dem! Nun, ich kann Euch jetzt nicht sichern Bescheid geben; aber wenn ich Euch noch brauche,“ will ich den Hofbus schicken!“

Er nahm eine dicke weiße Flasche vom Gefimse.



Aus Mexiko. Westende der Insel Sancho und vulkanische Hügel im Westen.